

Johann Gottfried Schadow.

(Beschluß.)

Indessen erhielten auch noch häufig lichte Sonnenblicke den hie und da beschatteten Pfad seines heranahenden Lebensabendes. So bezeugten ihm 1812 z. B. die k. k. Akademie der vereinigten Künste zu Wien und die k. Akademie zu München ihre Achtung, indem sie ihn zum Ehrenmitgliede ernannten, wie dieß auch von Seiten verschiedener anderer artistischer und literarischer Gesellschaften geschehen ist.

Nachdem ihn mehrere Kunstwerke, die er zum Theil öffentlich ausstellte, u. a. auch ein Modell zu einem Denkmal der Rettung Berlins und seiner Nachbarn, im J. 1813 beschäftigt hatten, erfreute ihn endlich wieder ein Auftrag, der ihn abermals mit glühendem Eifer erfüllte, als nämlich die Meklenburger 1814 beschloßen, durch ihn ihrem Landsmanne Blücher ein Denkmal errichten zu lassen.

Auch ernannte ihn die Berliner Akademie der Künste im folgenden Jahre, nach dem Tode des Malers Frisch zu ihrem Director, welchem Amte er mit gewissenhafter Berufstreue und einer seltenen Thätigkeit immer noch vorsteht.

Aber in demselben Jahre hatte er auch den tiefen Schmerz erlebt, seine Gattin zu verlieren. —

Während einer Erholungs- und Geschäftsreise traf er auch in Weimar ein, wo er, stets ein gern-gesehener Gast, namentlich durch Göthe, mit welchem er nun in noch nähere Verbindung trat, liebevoll empfangen und geehrt ward. „Seine Aufnahme bei Euch,“ schreibt Zelter, der energisch-geistvolle Freund Weider, an Göthe, „wird sehr gut aufgenommen, da der brave Künstler in den letzten Jahren durch schwere Krankheit und den Tod seiner Frau, wie früherhin durch Invasión, sehr gebeugt ist worden.“ Hier ward auch der Plan zu Blüchers Denkmal vollständig verabredet. „In hergebrachter Denkweise der Vorzeit, heroische Gestalt mit angenähertem Costüm der Neuwelt heran zu bringen,“ äußert hierüber sich Göthe, trefflich charakterisirend, „war nach vorgängigem Schriftwechsel mit H. Director Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Beschädigung des ersten Modells brachte der Künstler ein zweites, worüber man nach lehrreichen Gesprächen, zuletzt bis auf Veränderungen, welche das Vollenden immer herbeiführt, sich treulich vereinigte. Und so steht dieses Bild, wie auf dem Scheidepunkt älterer und neuerer Zeit, auf der Gränze einer gewissen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst, selbst wider Willen, an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet.“ —

Während dieser Zeit war nun auch der Plan zu Luthers Denkmal gereift, so daß bereits am 1. Novbr. 1817 die Grundsteinlegung desselben, in Gegenwart und mit Theilnahme des Königs,

des Kronprinzen und der übrigen Prinzen des preussischen Königshauses durch Schadow feierlich vollzogen werden konnte. Begeistert für den Gegenstand schritt er darauf rüstig zur Ausführung, versäumte aber auch nicht die der Statue Blüchers, so wie einiger andrer artistischer Unternehmungen zu fördern.

Diese kolossale Erz-Bildsäule des alten „Marshall's Vorwärts“ ward schon 1819 im August zu Rostock enthüllt, und erfüllte die Anwesenden mit jubelnder Freude über die würdige Charakteristik und Treue der Darstellung.

Eine Krankheit ergriff den Künstler abermals, welche die Besorgniß seiner treuen Freunde erregte. „Sage mir ja von dem Befinden Schadows das Ge-naueste,“ schrieb am 7. Octbr. 1819 Göthe an Zelter: „Er war ganz nahe daran, daß er noch vor seinem gefeierten Helden hinabgestiegen wäre; freilich ist ein solches Unternehmen zwischen Berlin und Rostock schwieriger als in Paris.“

Luthers Denkmal ward aber durch den kaum Genesenen dennoch mit solchem Eifer bearbeitet, daß dieses, schon durch die Gewissenhaftigkeit der Gestaltung und durch seine großartige Einfachheit ausgezeichnete Werk bereits 1820 in seinem Atelier vollendet war und am 1. Novbr. des folgenden Jahres, am zweiten Tage der Säkularfeier der Reformation, auf dem Marktplatz zu Wittenberg aufgestellt werden konnte, wo es, ein berebtes und feurig anregendes Zeugniß unsers Dankgefühls für den unsterblichen Reformator, zugleich den Ruhm des Meisters der späten Nachwelt verkündigen wird.

Dieß war die letzte große Arbeit, welche Schadow, nicht ohne sehr bedeutende Anstrengung seiner Kraft, vollendete. Ehre und Beifall erfreuten und spornten ihn zu neuer Thätigkeit an; er vollendete u. A. Luthers Marmorbüste und die des Astronomen und Jubilargeißes Bode, nebst mancherlei andern Kunstgebilben im Laufe der nächstfolgenden Jahre, so lange das Licht seiner Augen und die gewohnte Sicherheit seiner Hand ihn noch unterstützte.

Aber der tiefste Seelenschmerz wartete seiner; denn am 31. Januar 1822 hatte er das Unglück, seinen, als Bildhauer berühmt gewordenen Sohn Rudolf zu verlieren, welcher zu Rom dem glühenden Kunstfeifer erlag, mit dem er die große Marmorgruppe des Achilleus und der Penthesilea bearbeitete. Die trauernde Familie weihte dem früh Hingeschiedenen in der Kirche S. Andr. delle Frate zu Rom, wo seine Hülle ruht, im Jahre 1824 ein Denkmal. Ein Relief stellt ihn dar, wie er Hammer und Meißel sinken läßt und sich weigert, dem Ruhme zu folgen, welcher ihm seinen Kranz darbietet. Er giebt sich der Führung eines Engels hin, der ihn gen Himmel leitet. —

Schadow hatte den Bund der Ehe zum zweiten Male geknüpft und eine Reihe von Jahren hindurch

deren Glück dankbar gefühlt. Die Hand des Todes raubte ihm indeß abermals seine Gattinn, eine Tochter des Staatsrathes Rosenstiel in Berlin. Kummer und Krankheit trübten seine Tage, und eine Schwäche der Augen bedrohte ihn in den letzten Jahren mit einer gänzlichen Lähmung seines Sehvermögens, welche jedoch glücklicherweise abgewendet werden konnte.

Die Kraft seines Körpers erholte sich stets wieder, die geistige blieb ungeschwächt, und wenn wir unter den vorwaltenden Umständen seit längerer Zeit nur noch selten bildliche Kunstwerke unter seinen Händen entstehen sahen, so hörte er darum nicht auf, unermüdlich thätig und erfolgreich für seine Kunst zu wirken, zugleich seinen zeitraubenden und vielverzweigten Geschäften vorzustehen und den mannichfachsten Anforderungen Genüge zu leisten.

Den Augenblicken seiner Erholung verdanken wir auch einige literarische Mittheilungen *). So nahm Schadow in früheren Jahren z. B. an Wielands Merkur, an Rambachs, F. L. W. Meyers und Fesslers Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, an Fesslers und Fischers Cynomia u. und später an Gubitzens Gesellschaft und andern Zeitschriften durch ernste Aufsätze voll lehrreicher Untersuchungen und Bemerkungen Theil, schrieb zuweilen erheiternde humoristische Gelegenheitsgedichte, auch wol einige satirische Poesien voll Witz und Laune, namentlich für Künstlerfeste, gab, auf Veranlassung, einige kleine selbstständige, ziemlich selten gewordene, Schriften in Bezug auf die bedeutendsten Kunstwerke seiner Hand, heraus, und erregte so den Wunsch seiner Verehrer, diese verschiedenen Blätter nebst mancherlei bis jetzt Ungedrucktem, gesichtet und ohne Verwischung der Originalität durchgearbeitet, dereinst gemeinsam öffentlich mitgetheilt zu sehen. In Bezug auf Luthers Denkmal ließ er ein mit vielen Abbildungen ausgestattetes größeres Werk erscheinen, an welchem auch Friedemann und Levezow, besonders aber Friedrich Förster Antheil haben sollen; doch rührt das Wichtigste hierin unstreitig von ihm selbst her. — „Zum Schreiben,“ meint Schadow an einem andern Orte, „gehört eine besondere Stimmung und die kommt nur selten; Lust dazu, möcht' ich wol sagen, gar nicht; Lust haben wir Künstler nur zu unserer Arbeit; — und wenn wir ja schreiben, so warten wir am besten, bis die Fülle der Gedanken uns drängt, auszuströmen, was man auf dem Herzen hat. Meine mehrest Zeit nehmen bestellte Arbeiten weg, selten bleibt mir eine Stunde, die ich meiner Laune weihen kann; und wie viele Ideen schweben einem nicht vor, die man wenigstens mit dem Griffel, auf dem Papiere festhalten, andere, die man ganz verkörperten möchte! — Manchmal komme ich mir vor, wie ein ehrfamer Meister, der in der Stadt so sein Gewerbe treibt, nachdem die Leute es bei ihm bestellen. Er hat seine Werkstelle, seine Gefellen und Huten, und was in sein Fach schlägt, ist bei ihm zu haben.

*) Weitergehend suchen wir ihn als Schriftsteller in Meusels gel. Deutschlande und dessen Fortsetzungen von Ersch und Lindner, im gel. Berlin von Schmidt und Mehring, im neuern von Fügig und Büchner, wie in fast allen ähnlichen Werken, und es wäre daher um so mehr zu wünschen, daß der letztgenannte in der nächsten Fortsetzung seiner fleißigen und schätzbaren Nachträge zu Fügigs g. B. ein vollständiges und genaues Verzeichniß von Schadows Schriften und größtentheils inhaltsreichen Aufträgen lieferte.

So betrachtet, sieht es prosaisch um uns aus; ist aber nicht. Denn weder ich, noch meine Gehilfen, noch meine Huten, gehen an die Arbeit nach Schlag und Stunde; Lust und Liebe allein bringt uns heran.“ —

Diese widmete er auch besonders seinen Untersuchungen über die Form des menschlichen Körpers in ihrer Bildung und Bewegung, welche theilweise ehemals schon Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer, Peter Camper und Blumenbach, Lavater und Göthe, Gall u. A. zu vielfach erneuten tiefen Forschungen angeregt, oft aber zu abweichenden Resultaten geführt hatten. Seit vielen Jahren setzte er namentlich seine mathematischen Beobachtungen über den menschlichen Kopf, mit Hilfe des Zirkels und Lasters, zum Behuf einer Geschichte desselben und des menschlichen Leibes überhaupt, über dessen Gestaltung und Verschiedenheit nach Geschlecht, Wachsthum, Alter, Fülle und Abnahme und über die Formen und den Ausdruck der Gesichtszüge, über National-Physiognomien und ähnliche Themate eifrig fort, und machte auch schon 1807 ein „Fragment über National-Physiognomien und die Ausartung menschlicher Bildung“ in Wielands Merkur bekannt. Endlich trat als erste bedeutende Ausbeute seiner Forschungen seine „Lehre von den Knochen und Muskeln, von den Verhältnissen des menschlichen Körpers und von den Verkürzungen, in 30 Tfln., zum Gebrauch bei der F. Akad. der Künste, Berlin 1830,“ in sehr großem Folio-Formate hervor, mit trefflichen Umrissen nach Schadows Zeichnungen von dem Prof. Friedr. Berger. Dieser wichtigen Erscheinung folgten in demselben Formate seine beiden Hauptwerke: „Polyclet, oder von den Massen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröße nach dem rheinländ. Zollstocke, und Abhandlung von dem Unterschiede der Gesichtszüge und Kopfbildung der Völker des Erdbodens, als Fortsetzung des hierüber v. Peter Camper Ausgegangenen; mit (sehr vielen) Abbildungen; Berl. 1834;“ ferner: „National-Physiognomien, oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des menschlichen Kopfes, in Umrissen bildlich dargestellt auf 29 Tafeln, als Fortsetzung des Polyclet, Berlin 1835.“ Beide Werke, die reifen Früchte eines langen Lebens voll Fleiß und Beobachtungsgabe, erschienen, prachtvoll ausgestattet und in deutscher und französischer Sprache, auf Kosten des Verfassers (in Comm. bei Sachse in Berlin), ein Opfer, welches, mit dreißigjährigem Aufwand seiner Mußestunden und mit bedeutenden Auslagen, er der Kunst darbrachte, und das erst bei weiterer Verbreitung eine vollständige Anerkennung finden und den Nutzen allgemeiner gewähren wird, welchen er mit demselben beabsichtigte. Die große Zahl der begleitenden Umrisse ist ein Facsimile der Zeichnungen Schadows, welche er, bekanntlich einer der sichersten Zeichner, in seiner tüchtigen Weise mit der Feder auf Papier entworfen hatte und man alsdann auf Zinkplatten umdruckte, so daß sie seinen eigenen Handzeichnungen gleich kommen und seine Handschrift treu wiedergeben. Um den Inhalt dieser, jedem Künstler, Kunstfreunde und Naturbeobachter durch einen Schatz treffender und scharfsinniger Bemerkungen überaus werthen Werke näher anzudeu-

ten oder gar kritisch zu würdigen, mangelt es hier an Raum; wir verweisen deshalb u. A. auf Fz. Kuglers sehr schätzbare Zeitschrift „Museum, Blätter für bildende Kunst, 1836 No. 5,“ diejenigen, welchen es noch nicht vergönnt ist, aus der reichhaltigen Urquelle selbst zu schöpfen. „Aus den Schriften der Alten,“ äußert sich Schadow, „erhellet, wie sie die Kunst des Messens für alle bildende Künstler gleich nöthig erachteten, und wenn dargethan wird, daß eine bestimmte Kenntniß von den Größen des menschlichen Körpers mit Hilfe des Zirkels zu erlangen sei, so wird diese Kenntniß dem Maler sowohl, wie dem Bildner, nützlich und nothwendig sein; indem nur das zuverlässige und bestimmte Wissen Freiheit, mit Sicherheit verbunden, geben kann; da aber die alleinige productive Einbildungskraft zwar die guten Anlagen des Künstlers darthut, aber, mit Ungewißheit kämpfend, nur zuweilen etwas Beachtenswerthes hervorbringt.“ Ferner: „Als ausübender Künstler ersehe ich nun im hohen Alter, wie viele Fehler meine eigenen Arbeiten enthalten, und wäre darin eine Nachsicht zu hoffen, daß auch andere nicht unberühmte Meister gleiche Schwächen in ihren Werken sich haben zu Schulden kommen lassen, die mehr oder minder durch Gutes aufgewogen werden. — Der Zeitgeschmack hat in der Malerei das Genre herrschend gemacht und das Romantische ist der höchste Grad desselben: Da alle Figuren im Costume des Mittelalters gekleidet sind, so reicht es hin, Kopf und Hände gut darzustellen, und wenn die heutigen Maler es unternehmen, von den sinnreichen Fabeln der Griechen eine zu malen, so zeigt sich die Unkunde des Nachenden. — Die beschränkte und ernstere Sculptura wird die Erhalterin des Fundaments der bildenden Kunst bleiben, d. i. die Darstellung des menschlichen Körpers.“ — „Es soll der Kunstjünger alles zu seinem Fache Erlernbare lernen, denn es ist nicht wahr, daß genügende Kunstwerke ohne Schulen hervorgegangen seien. Das Christenthum, indem es das Nachende entbehrlich machte, verhüllte mit den Gewändern die Unwissenheit der Künstler, und es hat Jahrhunderte gewährt, bevor eine wohl gestaltete Hand oder ein Fuß in ihren Werken zu sehen war; auch ist der Begriff der Schönheit in den Köpfen mit den eigentlichen Schulen wieder erstanden. Gemüthsbewegung und Ausdruck derselben war selten nöthig; denn wenn eine Anzahl Figuren in stiller Andacht um die Mutter Gottes steht, so reicht eine Gliederpuppe hin, das Ganze darzustellen, was allerdings zuweilen mit großer Geschicklichkeit geschah, bei welcher Gelegenheit aber alle unbekleidete Theile gar schwach ausfielen. — Viele Beobachtungen ließen sich hier noch anreihen; aber hohes Alter, schwache Augen und die unsichere Hand zwingen den Autor zu schließen, und es belebt ihn die Hoffnung, daß dieses Werk andern, jüngeren und geschickten Zeichnern und Beobachtern Veranlassung geben möge, diese Materie klarer, zierlicher und zuverlässiger fortzusetzen.“ —

Und so hatte er denn mit diesen großen und umfassenden Leistungen die Hauptaufgaben seines reichen Lebens erfüllt. Noch aber ruht er nicht aus von seinen Mühen und Anstrengungen, und seine besonnene und doch raschfördernde Thätigkeit ist ihm eine liebe Gewohnheit, von welcher er nicht läßt, so weit seine Kraft ausreicht. Wo aber das Auge und die Hand den Dienst in früherer Weise versagen wollen, wirkt er durch sein lebendiges Wort.

Auch die Gabe des Redners hat er von Zeit zu Zeit in Anwendung gebracht, da seine öffentliche Stellung und Privatverhältnisse ihn nicht selten hiezu veranlaßten.

In der Theorie der Kunst schließt er sich modificirend an die bekannten Ansichten seines Freundes Hirt, ohne die Schroffheit derselben zu theilen, und er meint, „daß jetzt, wo die Analyse der Körper und die Kenntniß des Wahren die Neigung zum Natürlichen herbeigeführt habe, der Grundsatz der Charakteristik der allein geltende, und der klarste und einzig zuverlässige Leitfaden“ bleiben werde.

Eine seltene Sicherheit in der Zeichnung, Wahrheit in der Charakteristik und heitere, ruhige, edle Einfachheit in der Composition und der Darstellung ist den Werken seiner Hand eigenthümlich.

Unter seinen Schülern wären, außer seinen Söhnen, noch andere berühmte und gefeierte Namen zu nennen; an ihren Früchten wird man die Weisheit seiner Lehre immerdar erkennen.

Was von ihm in seinen bürgerlichen Verhältnissen in dieser flüchtigen Skizze zu sagen übrig bliebe, könnte, dem würdigen und bei Selbstbewußtsein der eigenthümlichen Stellung und Energie des Charakters, dennoch bescheidenen Greise gegenüber, nicht ohne Indiscretion ausgesprochen werden. Es genüge zu wissen, daß das unge störte Vertrauen seiner Vorgesetzten, die herzliche Liebe der ihm durch die Huld der Vorsehung übrig gelassenen Kinder und seiner Angehörigen überhaupt, die unerschütterte Treue derjenigen Freunde, welche ihn in der Originalität seines Wesens vollständig erkannten und die dankbare Verehrung seiner sehr zahlreichen Schüler ihm gemeinsam den reichen Kranz des Verdienstes darbringen.

Ehrenbezeugungen verschiedener Art und redende Beweise von hoher Achtung durchleuchten mit freundlichem Lichte von Zeit zu Zeit immer noch die Dämmerung seines sinkenden Tages. So ernannte ihn die Universität seiner Vaterstadt, bei der dritten Säkularfeier der Uebergabe der augsbургischen Confession, am 25. Juni 1830, zum Doctor der Philosophie. Am 20. Mai 1834 überreichte ihm der Senat der k. Akad. d. K. zu Berlin, zur Feier seines 70sten Geburtstages, eine sehr schöne, gegossene Medaille, mit seinem, vom Prof. Jachtmann modellirten Bildnisse und der Umschrift: Dr. J. G. Schadow, geb. Berlin den 20. Mai 1764, Mitglied der Akademie der Künste den 26. Januar 1788, Director den 8. Februar 1816. (Der Schnitt in Speckstein von Fischer d. ä.) Auf der Rehrseite erblickt man jene Gruppe des Perseus und der Andromeda, durch welche ihm einst zu Rom in den Tagen seiner Jugend der Preis zu Theil ward, mit der Beischrift: Gefeiert den 20. Mai 1834 von der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Ein Porzellan-Service, mit Original-Zeichnungen in der durch Schmiel erfundenen Weise, ward ihm von dem älteren Künstler-Vereine, dessen thätig theilnehmender Director er ist, von dem Vereine der jüngeren Künstler ein Album mit Zeichnungen und Compositionen überreicht. Zu dem Festmahle versammelten sich gegen 180 Personen. Auf der Mittagstafel war ein „kleines, antikenähnlich verstümmeltes Modell jener Preisgruppe“ aufgestellt, und der sehr geschätzte Kunstgelehrte, Prof. Tölken, Sekr. d. Akad. d. K., deutete und erläuterte in seiner Weise die circulirende Medaille. Lieder, Toaste und Reden wechselten mit einander ab, und die

humoristischen Erwiederungen des heitern Greises erhöheten die Lust und Freude der beflügelten Stunden. —

Auch das Fürstenhaus, dem er in treuer Anhänglichkeit dient, würdigte ihn stets einer auszeichnenden Anerkennung. König Friedrich Wilhelm III. verlieh ihm den rothen Adlerorden 3ter Klasse, später die dazu gehörige Schleife und erhob ihn endlich zum Ritter der 2ten Klasse desselben mit Eichenlaub. —

Bereits vor vielen Jahren war ihm durch die Gnade seines Monarchen ein Haus in der „kleinen Wallstraße“ Berlins als Geschenk zu Theil geworden. Dieß hatte sich Schadow höchst bequem und anmuthig ausgebaut, prachtvoll eingerichtet und mit zahlreichen Kunstwerken geschmückt. Zwei Vasenreliefs an demselben bilden acht Gruppen, von welchen vier die Entwicklung der klassischen Bildhauerkunst, die vier andern aber die bedeutendsten Beschüßer der bildenden Künste darstellen.

Durch ein königl. Rescript vom 14. Decbr. 1836 erhielt diese Straße den Namen der „Schadowstraße.“ So ward dem verdienten Manne eine Ehre, die sein Andenken auch im Munde des Volkes späteren Tagen sicher überliefern wird.

Noch ungebeugt von der Last der Jahre, auch durch eine stattliche, würdevolle Gestalt ausgezeichnet, erweckt Schadow schon durch sein äußeres Erscheinen jene Achtung und Ehrfurcht, welche man dem Alter um so bereitwilliger zu zollen pflegt, wenn es, wie hier, durch ein vielbewährtes Verdienst gekrönt wird. Aber auch durch traulichen Ton und muntere Geselligkeit weiß er sich immer noch die Herzen zu erobern. Seinen älteren Freunden gefellen sich stets neue hinzu, wie dieß namentlich bei seinen mannichfachen Ausflügen auch noch in den letzten Jahren, z. B. nach Dresden, Düsseldorf u. s. w. geschah.

Als er im Sommer 1837 seinen Sohn Wilhelm, den hochverdienten Director der durch seine Lehre und Leitung berühmten und für die Kunstentwicklung unsrer Zeit so sehr wichtig gewordenen düsseldorfer Kunstschule, besuchte, ward er von den dortigen Malern und Künstlern feierlich mit Musik und einem Fackelzuge empfangen. „Am 26. Juni aber,“ berichtet die allg. Zeitung, „wurde ihm von etwa 80 derselben im Akademiegebäude ein Bewillkommungsfest veranstaltet. Der große, die allzubüßigen Ueberreste der ehemaligen düsseldorfer Gallerie enthaltende Akademiesaal empfing, bekränzt und mit den Emblemen der Künste festlich aufgeschmückt, die zahlreich eingeladenen Gäste. Vor ihren Augen eröffnete sich ein von den Malern Reinick, Schrötter und einigen Andern gedichtetes Festspiel mit dem Auftreten der Kritiker des vorigen Jahrhunderts, welche die auf hohen Postamenten stehenden Meisterwerke Schadows, die Statuen General Zietens und des alten Dessauers, einer scharfen Kritik unterwarfen. Die Helden wurden durch das rastlose, zischende Gerede aus ihrer ewigen Ruhe erweckt und verwünschten diese Perrückenköpfe, zu deren Vertreibung Don Quixote zur rechten Zeit erschien. Nachdem das Feld gereinigt war, begrüßten jene Helden den, der ihrem Andenken so treffliche Denkmale geschaffen, als den Wiedererwecker eines reinern Kunstsinns, als den Nachfolger jener Unsterblichen, die seit der Wiedererweckung der Geistesbildung im Mittelalter, eine tiefere und wahrere Kunst erschaffen hatten. Dann öffneten sich die Thore und, geführt von dem Genius der Kunst, trat in feier-

lichem Zuge eine lange Reihe der trefflichsten, kunstgeschichtlichsten Gestalten ein. Vorauf gingen die berühmtesten altitalienischen, dann die deutschen, endlich die niederländischen Maler, nach ihren Portraits, ein jeder von einzelnen Gestalten seiner Kunstwerke begleitet. Beide waren mit so wunderbarer Treue und Wahrheit dargestellt, wie sie nur durch wirkliche Künstler erreichbar sein möchte. Daran schlossen sich einige Gestalten aus neuern deutschen Gemälden und zuletzt ein grüner Römerbecher, von Weinlaub umkränzt, aus welchem eine verborgene Stimme die Süßigkeiten und Phantasien deutschen Rheinweins verkündete, dann ein kleiner Genius hervorsprang und dem gefeierten Gast einen wirklichen, gefüllten Römer mit den Worten reichte:

„Trink, deutscher Künstler, den Vaterlandswein,
Trinke der Kunst d'raus ein ewig Geheiß!“

dann gab der Genius einen, von dem ihn darstellenden Maler Mangelberg selbst gedichteten Prolog. Hierauf setzte sich der Zug in feierliche, von kurzer Erinnerung an den Sinn der hervortretenden einzelnen Gestalten, begleitete Bewegung. Ein frohes Mahl, mit den kräftigsten und heitern Trinksprüchen — unter denen die des gefeierten Gastes den allgemeinsten Jubel erregten — mit schönen Liedern gewürzt, schloß das Ganze, welches sowohl edlen Schönheitsinn und Würdigung wahren Verdienstes, als auch die wiederbefestigte Einigkeit der hiesigen Künstler (der einheimischen Rheinländer und der zahlreichen, in Düsseldorf eingebürgerten Maler aus den östlichen Provinzen) auf das Erfreulichste kund gab. Die Zustände der bürgerlichen Welt werden auch in der künstlerischen ihre Rückwirkung nie verfehlen. Erst nach und nach bricht sich in Deutschland der wiedererwachte allgemeine Volksinn Bahn, der das Schöne und Große nicht minder werth hält, wenn es auch nicht gerade aus dem eigenen besondern Landesgebiet stammt.“ — Diese, mit treuerherziger Innigkeit dargebrachten Beweise einer offenen, unabhängigen und gerechten Anerkennung von Seiten einiger der größten und vieler ausgezeichneten Maler und Künstler neuester Zeit gereichten dem erfreuten Greise zu einer beruhigenden Erhebung über so manches ältere Urtheil gereizter Mißgunst, erquickten und erfrischten wohlthuend sein Herz, und weckten die Erinnerung früherer, schöner Momente vergangener Tage. „Ihm schwebten,“ wie ein gemüthvoller Dichter sang, „rein, wie Blüthenstodden, die Bilder seines Lebens vor,
Und tausend helle, gold'ne Stunden
Die blickten freundlich hin auf ihn
Und, wie von Kränzen eingewunden,
So sah er sie vorüberzieh'n.“ —

Von den Segnungen der Liebe und Verehrung geleitet, kehrte Schadow, körperlich und geistig gestärkt nach Berlin und zu den Geschäften seines Amtes und Berufs zurück. Noch am 3. Aug. d. J., am Geburtsfeste des Königes, eröffnete er die Feierlichkeiten bei der Preisvertheilung in der Akademie der Künste mit einer Rede und berichtete bald darauf, in der am 15. Sept. gehaltenen Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins, voll heiterer Erinnerung, über seine letzte Reise und seinen Aufenthalt in Düsseldorf, namentlich aber über das eigenthümliche und schöpferische Kunstleben am Rhein. Rüstig und voll Eifer für alles Gute und Schöne, fördert er es in gewohnter Thätigkeit in dem weiten Kreise seines Wirkens. Möge er ungeschädigt und in ungeschwächter Kraft ihm noch lange erhalten werden! —

R. C. K.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Dankt, daß der Sänger euch ward, o dankt, daß in
irdischer Hülle
Dieser Geist euch erschien, der in davidischer
Kraft
Ihn, den Göttlichen, sang! Dankt, dankt, daß dem
hohen Gesange,
Gott, der entflammte zum Werk, schöne Wollen-
bung verlieh!
Dankt, daß der Sänger euch ward, der nie entweichte
die Harfe,
und wie seinen Gesang, führte sein
Leben an's Ziel!
Halem.

Die Zahl der berühmten Namen in Kunst und Wissenschaft ist, im Laufe der Jahrhunderte, zu einer fast unermesslichen angewachsen. Sie gleicht einem unabsehbaren von unzähligen Bäumen starrenden Walde. So wie hier der Beschauer von der Höhe aus dem weiten Meere der Blätterkronen nur einzelne Häupter kühn auftauchen sieht, so wie nur diese wenigen Stämme voll kräftigen Markes dem Zahne der Zeit ewig zu trogen, und das schwächere Geschlecht zu ihren Füßen wechselnd vergehen und sich erneuern zu sehn bestimmt scheinen; so giebt es auch, unter den tausend berühmten Namen in Kunst und Wissenschaft, für den Beschauer, der sie von der Höhe der Menschheit betrachtet, nur sehr Wenige, deren Häupter hoch über die Andern emporragen, weil sie im Mark ihres innern Gehaltes Schutzwehr gegen den Wechsel der Zeit, Bürgschaft ewiger Macht durch den Genius der Menschheit tragen. Wer ist nicht mit uns von der Wahrheit dieser Behauptung durchdrungen, wenn er einen Blick wirft auf das Drängen und Ringen unsrer Zeit nach ephemerem Ruhme in Kunst und Wissenschaft? Wenn er die bestäubte Liste berühmter Namen seit etwa hundert Jahren durchläuft, und auf nichts als eingesunkene Grabhügel vergeßnen Ruhmes stößt? Auch hier gilt das gewichtige Wort der Schrift: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“ — So sind auch unter den unzähligen Namen berühmter Dichter, welche die gebildete Halbkugel der Erde seit langen Jahrhunderten hervorbrachte, nur Wenige zu den Erwählten zu rechnen; es sind nur diejenigen, welche ewige Saiten anschlugen, indem sie das Unsterbliche im Menschen mit der göttlichen Kraft der Poesie zauberisch berührten, und sich so eine unwandelbare Macht durch den Genius der Menschheit errangen. Unter diesen wenigen Auserwählten glänzt aber hell der Mann, dessen sterbliche Züge unseren Lesern vorliegen, und dessen Pilgerfahrt durch dieses Leben die folgenden Zeilen ihnen in gedrängter Kürze darstellen sollen.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Er war der Erstling der Ehe des brandenburgischen Titular-Commissionsrathes, Gottlieb Heinrich Klopstock, mit Anna Maria, geborner Schmidt, und ging einer zahlreichen Familie voraus, denn ihm folgten noch vier Brüder und fünf Schwestern.

Sein trefflicher Vater war ein Mann von altem Schrot und Korn, wie man zu sagen pflegt, und zugleich von großer Originalität. Deutsche Biederkeit, edler Stolz, unerschütterliche Festigkeit und Unbiegsamkeit des Willens, tiefe, ächte Frömmigkeit, jedoch von strenger Rechtgläubigkeit nach den alten Ansichten, waren die Grundzüge seines Charakters, zu denen sich eine äußerst lebhaftes Phantasie gesellte, die

ihn, in Verbindung mit seiner Religiosität, selbst zu dem Glauben an Ahnungen und Teufelserscheinungen führte. Die Erziehung seiner Kinder leitete er trefflich, indem er, weit entfernt von Zwang und Pedanterie, für eine freie, gleichmäßige Entwicklung ihrer körperlichen, wie ihrer geistigen Kräfte, besorgt war. Auf unsres Dichters früheste religiöse Bildung aber hatte seine geliebte Großmutter von mütterlicher Seite großen Einfluß, deren Segen er noch als Greis von sechs und siebenzig Jahren in der Ode „der Segen“ verewigt hat. Die ersten Knabenjahre, bis zum dreizehnten, verlebte der junge Klopstock in ländlicher Einsamkeit und Freiheit. Sein Vater hatte nämlich damals das in einer schönen Gegend des Mannsfeldischen gelegene Amt Friedeburg gepachtet, wo unser Klopstock unter der Leitung eines Hauslehrers Schmidt und in Gesellschaft der Söhne einiger benachbarter Edelleute den ersten Grund zur Ausbildung seines Geistes durch die Anfangsgründe des Unterrichtes in den alten Sprachen legte, außerdem und noch mehr aber in wilden und oft gefährvollen Knabenspielen, die der Vater schweigend duldete, seinen Körper kräftigte. Im dreizehnten Jahre zog Klopstocks Vater nach Quedlinburg zurück, und unser Dichter besuchte nun drei Jahre lang das dortige Gymnasium, ohne sich jedoch hier durch seine Fortschritte auszuzeichnen, da ihm die Veränderung des freien Landlebens in städtischen Schulzwang nicht eben behagte. Entscheidend für seine geistige Ausbildung war es dagegen, daß er im J. 1739 durch einen Verwandten in Sachsen eine Stelle auf der Schulpforte (s. Lief. 6.) erhielt, wo er bis zum J. 1745 verweilte. Diese Schulzeit war von unendlichem Einfluß auf die Erweckung und Bildung Klopstocks zu seinem wahren Berufe. Denn hier war es, wo er seine erste Entwicklung als Mensch und Dichter fand. Mit Vergnügen betrachteten wir in ersterer Hinsicht das Bild, welches einer seiner Mitschüler, Janozky 1745 in seinen Briefen, von ihm entwirft. „In seinen Sitten — heißt es daselbst — herrscht Einfalt und Unschuld, im Gespräch Freundlichkeit und Vorsicht, im Umgange eine von Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebt er treu; den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er weilt gern in der Einsamkeit; an Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten betrachtet er ganz gleichgiltig. Er bleibt stets gelassen und vergnügt.“ — Bei Gelegenheiten mehrerer bewegter Schulfälle zeigte er sich nicht nur als denkenden Kopf, sondern auch als geraden, hochherzigen in edlem Selbstgefühl Kriechen und Schmeichelei verachtenden Jüngling, der begeisterte Reden im Geschmacke des Livius hielt. Das Studium der griechischen und römischen Klassiker aber, und vorzüglich der Dichter Homer und Virgil, denen er sich mit dem regsten Eifer ergab, weckte den in ihm schlummernden Funken des poetischen Genius, und bald loberte dieser in sanften Schäfergedichten, und zwar deutsch, lateinisch und griechisch, sodann aber auch in erhabenen Oden zur lichten Flamme auf. Denn statt daß der auf der Schulpforte damals festgehaltene monchische Zwang die Entwicklung seines Genius aufgehalten hätte, war er vielmehr derselben förderlich; und es ist die sichere Probe ächter eingeborner Kraft durch Zwang nicht unterdrückt, sondern nur zu größerer Spannung angereizt zu werden. Auch ist von dem damaligen Rector Freitag mit Dank anzuerkennen, daß er den frei

sich emporhebenden Flug des jungen Dichters nicht durch pedantischen Tadel hemmte. Was aber diesen Flug schon damals über die Gränzen der lyrischen Dichtkunst zu den erhabensten Gegenständen erhob, waren die schon im Jünglinge vorherrschenden Gefühle der Religion und Vaterlandsliebe. Letztere erfüllte ihn mit Schmerz darüber, daß Deutschland noch kein episches Gedicht besäße, welches sich dem des Virgilius an die Seite setzen könnte, und dieser Gedanke erweckte in ihm den Entschluß, die Dichtung eines Heldengedichtes zu unternehmen. Einen würdigen Stoff dazu suchte er anfangs in der vaterländischen Geschichte, und glaubte ihn in Heinrich dem Städtebauer gefunden zu haben. Von seiner religiösen Begeisterung jedoch höher und höher getrieben, gab er diesen Gedanken wieder auf, und seine Wahl blieb endlich bei dem Messias stehen. Wahl und Entschluß besingt er in der schönen Ode „Mein Vaterland“

„Früh hab' ich Dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erfor ich unter den Länzen und Harnischen
Heinrich, Deinen Befreier, zu singen.
Allein ich sah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führt hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!“

Nachdem im Herzen des jungen Dichters diese erhabene Wahl feststand, wurde bald auch, und zwar noch auf der Schulpforte der allgemeine Plan des Heldengedichtes entworfen; zur Ausführung desselben aber begeisterte unter Anderem vorzüglich die Bekanntschaft mit den Werken des verwandten britischen Sängers Milton, die Klopstock in Bodmers Uebersetzung auf dem Zimmer eines Mitschülers fand, und von da an, trotz dem Verbote des Rectors, zu seinem Hauptstudium machte. —

Im Herbst 1745 verließ unser Dichter die Schulpforte, um die Universität Jena zu beziehen. In der bei seinem Abgange gehaltenen lateinischen Abschiedsrede „Von dem hohen Endzwecke der Poesie“ spricht sich ein für seine Jahre durch männliche Entschiedenheit, Besonnenheit und Reife überraschendes Urtheil, eine glühende Begeisterung für Religion und Poesie, zugleich aber auch sein schönes Gemüth durch Worte der herzlichsten Dankbarkeit gegen seine Lehrer aus. Unter diesen war sein Herz am meisten dem Conrector J. Fr. Stübel zugethan, dessen Andenken er noch im hohen Alter dadurch zu ehren suchte, daß er 1800 bei Uebersendung eines Prachteremplars des Messias an die Schulpforte, den damaligen Rector derselben Heimbach bat: Stübels Grab mit Blumen bestreuen und dabei leise den Namen Klopstock nennen zu lassen. — Schon den Schüler Klopstock als Dichter hatte, wie Andern, eine Ahnung seiner einstigen Größe durchzuckt, als er an eine Wand der Schulpforte die Worte schrieb: „Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein!“ obwohl er kräftig dieses Uebermaß des Selbstgefühles bekämpfte, und ächte, ihn tief durchdringende Gottesfurcht dasselbe zu erhabenem Streben maßigte, wie aus mehreren Stellen seiner Oden erhellt.

Auf der Universität Jena brachte Klopstock nur den nächsten Winter zu. Das Studium der Theologie, für das er sich bestimmt hatte, und sein großer Plan beschäftigten ihn hier. Von dem Letzteren vollendete er die ersten drei Gesänge, jedoch nur in Prosa, da seine Zweifel über die Wahl eines passenden Vers-

maßes, die ihn namentlich auf seinen einsamen Spaziergängen an den schönen Ufern der Saale lebhaft beschäftigten, noch nicht beseitigt waren. Von Jena trieb ihn im Frühjahr 1746 der Mangel eines gleichgestimmten Umganges fort, und zwar nach Leipzig, wo er mit seinem Vetter J. C. Schmidt aus Langensalza (+ 1807 als herzogl. weimarscher geheimer Rath und Kammerpräsident) ein gemeinschaftliches Zimmer bezog. Leipzig war bestimmt für unseren Dichter ein glücklicher Aufenthalt zu werden. Er fand hier die Lösung seiner Zweifel in Betreff des Versmaßes zu seinem Heldengedicht, und durch J. A. Cramer den lang-ersehnten Umgang mit gleichstrebenden Freunden, namentlich Ebert, Gärtner, Gellert, Rabener, J. A. Schlegel und Zacharia, welche in einem wissenschaftlich ästhetischen Kreis, zum Zwecke eigenen Schaffens und gegenseitiger freimüthiger Kritik, und zur Bekämpfung der gottschedschen Schule, zusammengetreten waren. Die Früchte ihrer jungen Schöpferkraft aber gaben sie in einer Zeitschrift „Bremische Beiträge“ genannt, heraus. Von dem Glücke, welches unser Dichter in der innigen Seelenfreundschaft mit diesen jungen Männern genoß, giebt die ihrem Andenken geweihte Ode Wingolf (die der Tempel der Freundschaft) in acht Liedern, so wie die Oden an Einzelne derselben, wie an Ebert und Giseke, ein sprechendes Zeugniß.

In der erwähnten Zeitschrift, dem Organe des jungen Dichterbundes, erschienen im J. 1748 zuerst die fertigen drei ersten Gesänge des Messias, und erregten bald nach ihrer Bekanntwerdung ein Aufsehen in den Ländern deutscher Zunge, wie es vielleicht bis jetzt, außer der Bibel, noch kein Buch erregt hatte. So allgemein aber das Aufsehen war, so getheilt waren im Anfang die Urtheile über den Werth des Gedichtes. Es veranlaßte eine Menge Streitschriften in deutscher sowohl als lateinischer Sprache, es wurde von der einen Seite enthusiastisch bewundert und bis zum Himmel erhoben, von der andern, vom Gesichtspunkte des Geschmacks, wie der Dogmatik, unbedingt verworfen, erbittert angegriffen, ja förmlich verkehrt. So erklärte es namentlich Gottsched für eine „Mißgeburt, die nicht nur durch Unnatürlichkeit der Sprache und des Stils den guten Geschmack beleidige, sondern auch durch eine solche Legendendichterei das Christenthum entweihe.“ — Deutschlands größte Geister dagegen, so wie der unbefangene Theil des Publicums, erklärten sich laut und entschieden für den Werth des jugendlichen Dichterverkes, und namentlich erwarb sich der schon im 50sten Jahre stehende Bodmer einen unverwelflichen Lorbeer dadurch, daß er einer der Ersten war, der den Messias mit wahrer Begeisterung und ruhmvoller Anerkennung aufnahm. Auch Kleist, der berühmte Dichter des Frühlings, schrieb unter Anderem, am 10. Juni 1748, an Gleim: „Sie haben doch schon den Messias in den neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber! Miltons Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen. Nun glaub' ich, daß die Deutschen noch was Rechtes in den schönen Wissenschaften mit der Zeit liefern werden. Solche Poesie und Hoheit konnt' ich mir von keinem Deutschen vermuthen!“

Denken wir uns einen so unerwarteten Ruhm auf das jugendliche Herz des damals vier und zwanzigjährigen Dichters einströmend, so sollten wir glauben, er müßte sich in einem Taumel des Glückes gewiegt haben. Und dennoch war dem nicht so. Klop-

stock fühlte sich gerade, zur Zeit seines ersten Ruhmes, in seinem Inneren nichts weniger als befriedigt. In seiner herrlichen Elegie „die künftige Geliebte“ und namentlich in den klagenden Worten derselben:

„Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabeſt Du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz?
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen und ach! Keine Geliebte dazu?“

liegt die Lösung dieses Räthfels. Es war der unbefriedigte Drang nach Liebe, der in der jungen Dichterbust sich stürmisch regte. Aber leider waren diesem noch andere Qualen, als die der unbefriedigten Sehnsucht vom Schicksale bestimmt. Klopstock sollte zwar bald einen Gegenstand der festen Richtung seines Dranges nach Liebe finden, aber nur um die heiferen Schmerzen einer unerwiederten Neigung kennen zu lernen! Er verließ nämlich, dem Beispiele mehrerer seiner vertrauteren Freunde folgend, noch im Jahr 1748 die Universität Leipzig und begab sich nach Langensalza, wo sich ein großer Theil seiner Verwandten aufhielt, in das Haus Eines derselben, des Kaufmanns Weiß, um den Unterricht dessen Sohnes als Hauslehrer zu übernehmen. Hier lernte er die in mehreren seiner schönsten Oden gefeierte Fanny kennen, die Bruders Tochter seiner eigenen Mutter und Schwester seines leipziger Stubenburſchen Schmidt, welche ihm bald die ganze Gluth einer dichterischen Erstlingsliebe einflößte. „Die Liebe hat mich — so schreibt er, den 10. August 1748, an Bodmer — der ich sonst gleichmüthig und von festem Charakter war, so erschüttert, daß ich kaum zu athmen vermag. Wahrlich noch Niemand hat so geliebt, wie ich, oder seiner ist noch niemals Meldung geschehen!“ — Allein der unansehnlich gewachsene, auch in seinem Aeußeren schon früh sich vernachlässigende Klopstock, vermochte dem schönen und geistreichen Mädchen keine ähnliche Leidenschaft einzufloßen, wenn auch ihre Eitelkeit sich von seiner begeisterten Lobpreisung geschmeichelt fühlen, und die Aeußerungen ihres Beifalls dann und wann die süßesten Hoffnungen in dem Liebenden erwecken mochten; ihr Herz blieb dennoch unempfänglich, trotz den Beweisen der dauerndsten, zärtlichsten und ernstesten Werbung, und des Dichters Liebe somit unerwiedert. Wie tief ihn diese unglückliche Leidenschaft erschütterte, welchen düsteren Schatten sie auf lange Zeit über sein Gemüth ausbreitete, mag man aus folgenden Stellen seiner Briefe beurtheilen: „Aber gültige Vorsehung — schrieb er den 10. September 1750 an Fanny — darf ich Dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann; darf ich Dich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? D angebetete Vorsehung! darf ich dich um dieses himmlische Geschenk anſehen? Ich kann Ihnen, allerliebste Schmidt, nichts mehr sagen; denken Sie an meine vielen Thränen, an meine banger Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein!“ — Eben so schreibt er am 1. Mai 1751 an Gleim: „Mein Gleim, ich schwöre bei unsrer Freundschaft! und wie kann ich Ihnen und mir was Theureres nennen? bei dieser schwör' ich, so wird sie nie wieder geliebt werden! — Diese Wolke wird wohl über mein Leben ausgebreitet bleiben, und wenn ich sonst auch noch so glücklich sein könnte.“ — Vier lange Jahre hatte unser Dichter mit diesem herben Schmerz zu

kämpfen, er nahm ihn mit sich in die Schweiz und brachte ihn von da zurück, ja selbst während er mit Meta, seiner nachmaligen beglückten und beglückenden Gattinn, schon in einem so innigen Verhältnisse stand, daß sie die Vertraute seiner Schmerzen war, bei deren Erzählung sie „unaussprechlich viel litt,“ schrieb er in demselben Monat, den 21. Mai 1751, noch einen zärtlichen Brief an die grausame Fanny. So feurig diese erste Liebe Klopstocks war, so edel und uneigennützig war sie auch, und vermochte nicht seine erhabene Gottergebenheit aus seinem Herzen zu verbannen, das vielmehr in ihr bei diesen jugendlichen Stürmen den einzigen Trost fand. „Ihr Brief — schrieb er an Bodmer — die Empfindung, daß ich so edel und heilig liebe, und meine Religion, machen, daß ich hierbei nicht ganz unglücklich bin,“ und später: „So viel weiß ich, daß ich auf seinen (Gottes) ewigen Tafeln nicht den leichtesten Zug hindern kann; daß ich viel Beruhigung, insonderheit jetzt, da ich dieß schreibe, darin finde, mich ihm zu unterwerfen, und daß ich derjenigen, die ich so unaussprechlich liebe, die allerreinste Glückseligkeit, auch wenn sie mich nicht wieder liebt, aus vollem Herzen wünsche.“ — Ob das weibliche Gemüth, das eine solche Liebe nicht zu erwidern vermochte, diese Glückseligkeit in einer späteren, im J. 1753 mit dem Kammerrath Streuber, einem Kaufmann in Eisenach, eingegangenen Ehe, gefunden habe, ist uns unbekannt.

Mehr und mehr hatte sich indessen, mit zunehmender Verbreitung des Messias, Klopstocks Ruhm verbreitet; vor Allem aber hatte er sich in der Schweiz die begeistertsten Bewunderer und wärmsten Freunde erworben. Einer wiederholten Einladung dieser, nach der Schweiz zu kommen, von deren Willfährung ihn bis jetzt verschiedene Pläne eines Unterkommens, am meisten aber die allgewaltigen Fesseln der Liebe zurückgehalten hatten, beschloß er endlich im Frühjahr 1750 zu folgen. Er verließ Langensalza, machte einen Besuch bei den Seinigen in Quedlinburg und von da einen Ausflug nach Magdeburg, und reiste dann mit den zwei schweizerischen Literatoren Sulzer und Schultzeß über Nürnberg nach Zürich zu Bodmer.

(Fortsetzung folgt.)

Q u e d l i n b u r g ,

aus dem Dorfe Quitlingen, später Quedling en, und der kaiserlichen Pfalz oder Burg Heinrichs I. im zehnten Jahrhunderte entstanden, bis 1803 Residenz der gefürsteten Abtei gleiches Namens, jetzt nur eine Stadt zweiter Klasse im Regierungsbezirk Magdeburg, aber Sitz eines königl. Landrathamts und eines Stadt- und Landgerichts erster Klasse, liegt an der Bode, in einer angenehmen Gegend, 3 Stunden von den Vorbergen des Harzes, 2 Meilen von Halberstadt, 3 Meilen von der Kreisstadt Aschersleben, 8 Meilen von Magdeburg und 28 Meilen von Berlin. Sie besteht aus 2 Theilen, der Alt- und Neustadt, welche seit 1698 eine schöne, steinerne, auf 4 Bogen ruhende Brücke über die Bode verbindet, und aus 3 Vorstädten: dem Westendorfe mit dem Münszenberge, dem Neuwege und dem Gröpern. Auf den noch übrigen Stadtmauern, durch welche 12 Thore führen, stehen noch gegenwärtig, als Ueberbleibsel ihrer mittelalterlichen Befestigung, 4 ganze

Thürme und einige Trümmer. Die Einwohnerzahl, mit Inbegriff der Befagung, sonst nur 11,000 beläuft sich jetzt auf 13,000 in 1800 Häusern und Gebäuden, worunter 7 Kirchen, 6 Hospitäler, das Schloß, das Rathhaus, das Gofe- oder Breihanhaus, 1 Gymnasium, 1 Waisenhaus, 1 Taubstummeninstitut, 1 Theater u. a. sind. Straßen und Gassen giebt es 76 u. 3 öffentliche Plätze: den Markt-, den Schul- und Schloßplatz. Unter den Einwohnern, welche sich der Reformation zur augsburgischen Confession bekennen und seit dem Reformationsjubiläum 1817 mit den 3 bis 400 Reformirten vereinigt sind, finden sich nur wenige Katholiken, welchen zu ihren Andachtsübungen das Kapittelzimmer auf dem Schloße eingeräumt worden ist, und 70—80 Juden. Sie nähren sich hauptsächlich von Landwirthschaft, Gartenbau, Bierbrauerei, Brandweinbrennerei, Gewerben, Wollenzeug- u. Hutfabrication, und einigem Handel.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören: das schöne und geräumige auf einer Anhöhe im Westendorfe gelegene Stiftschloß, welches die reizendsten Aussichten auf die Umgebungen gewährt. Die Seite nach der Stadt ist von der 34. Aebtissinn, Maria Elisabeth von Holstein-Gottorp (1718—1755) größtentheils neu erbauet worden. Daneben steht die St. Servatii- oder Stiftskirche, wo in dem alten Münster, der ursprünglichen Klosterkirche, beim Altar des h. Petrus, die Grabmäler Heinrichs I. und seiner Gemahlinn Mathilde, so wie vieler Aebtissinnen, und in einer besondern Gruft der unverweste Leichnam der schönen Gräfinn Aurora von Rönigsmark, der Mutter des berühmten Marschalls Moriz von Sachsen, welche hier 1728 als Präpstin starb, die sogenannte Zither, ein Gewölbe hinter der Sakristei, mit zwei Exemplaren des Sachsenspiegels u. s. w. sehenswerth sind; auch die Stiftsbibliothek, von der 33. Aebtissinn, Anna Dorothea von Sachsen-Weimar (1684—1704) gegründet, wird noch daselbst aufbewahrt; das Rathhaus, welches zwar klein ist, aber von der Vorderseite ein sehr gutes Ansehen hat, und mancherlei Sehenswürdigkeiten enthält, als: den großen, eichenen Kasten, in welchem Albrecht von Regenstein (s. Lief. 6.) 1336 über ein Jahr gefangen saß; eine Rüstkammer; eine Sammlung von Bildnissen aller evangelischen Aebtissinnen, einiger Kurfürsten und des Generals Tilly; eine Bibliothek mit einem schönen Exemplar des Sachsenspiegels, seltenen Handschriften, einer Karte von Thüringen vom Jahre 1510 u. s. w. Die St. Benediktikirche mit einem harmonischen Glockengeläute und seit 1700 mit einem schönen Altare, dessen Gemälde, von Luhn zu Hamburg, die Auferstehung darstellt. Die Bildhauerei ist von Querfurth zu Wolfenbüttel, nach der Zeichnung des Prof. Sturm daselbst. Diese und die St. Nicolai- oder Neustädter Kirche sind die größten und ansehnlichsten in der Stadt; die St. Blasii- und Regidii-Kirche

ebendasselbst, so wie die beiden Hospitalkirchen zum h. Geist und Johannes außerhalb der Stadt sind weder im Aeußern, noch im Innern merkwürdig. Die St. Wiperti-Kirche ist seit der Ueberweisung ihrer Gemeinde in die Schloßkirche 1812 geschlossen und 1816 in eine Scheuer verwandelt worden. — Unter den Hospitälern haben das St. Annenhospital und der Johannishof außerhalb der Stadt hübsche Gebäude. Einige dieser wohlthätigen Stiftungen verdanken ihre Gründung edlen Männern der Stadt, namentlich das Hospital zum Todtenkopf, ursprünglich dem Hofrath Windreuter und seiner Gattinn, der Neubau dem Consistorialrath und Stadtrichter Krüger; der Marstinshof 1730 dem Bürgermeister Berthge; das Waisenhaus, auf dem Münzenberge, zuerst 1716 eine Schule für die Münzberger, durch die menschenfreundliche Bemühung des Pastors Göge, 1721 durch eben denselben und die kräftige Mitwirkung der Aebtissinn Maria Elisabeth umgewandelt.

Die nächsten Umgebungen Quedlinburgs, welche zu öffentlichen Vergnügungen dienen, sind der Kleers mit einer schönen Lindenallee, eine Wiese, auf welcher Scheiben- und Vogelschießen gehalten werden; der Brühl, ein Lustwäldchen mit 8 schönen Lindenalleen und einem Rondele in der Mitte, wo Klopstocks hier abgebildetes Denkmal steht, dessen Beschreibung in der Geschichte der Stadt vorkommen wird; der Moor, ein großer Ager, auf welchem theils freundliche Gärten mit Gartenhäusern angelegt sind, theils die militärischen Uebungen gehalten werden, und der ehemalige Abteigarten vor dem Brühle. Entferntere Belustigungsorte sind das Steinholz, ein kleines Gehölz mit einem Gasthofe, welches die Quedlinburger vornehmlich zur Zeit der Maiblumen, die darin häufig wachsen, und im Sommer überhaupt fleißig besuchen; der Stuben- oder Stufenberg bei Bernrode im Bernburgischen, wo sich ein Lusthaus mit herrlichen Anlagen und in der Nähe die Victorshöhe mit reizenden Aussichten befindet; der romantische Reugenstein u. s. w. Auch hat Quedlinburg ganz in der Nähe zwei Mineralquellen vor dem Gröperthore und bei der neuen Mühle, welche aber weniger von den Einwohnern benutzt werden als der Salzquell bei dem Dorfe Suderode, von der braunschweigischen Regierung, an welche die preussische ihn überlassen hat. — Von gesellschaftlichen oder wissenschaftlichen Vereinen geschieht nirgends, selbst nicht in Fritsches ausführlicher Geschichte u. Beschreibung Quedlinburgs, bestimmte Erwähnung, obgleich die Stadt jetzt, wie in früheren Zeiten, gebildete und wissenschaftliche Männer aufweisen kann, von denen später noch die Rede sein wird. Außer den Sommer- und Winterkonzerten gewährt den Quedlinburgern das 1823 von den Nachkommen der Seitenlinie Klopstocks erbaute Theater manchen Genuß.

(Beschluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

- 1) Friedrich Gottlieb Klopstock. 2) Quedlinburg. 3) Klopstocks Denkmal im Brühl bei Quedlinburg.



Friedrich Gottlieb Klopstock.



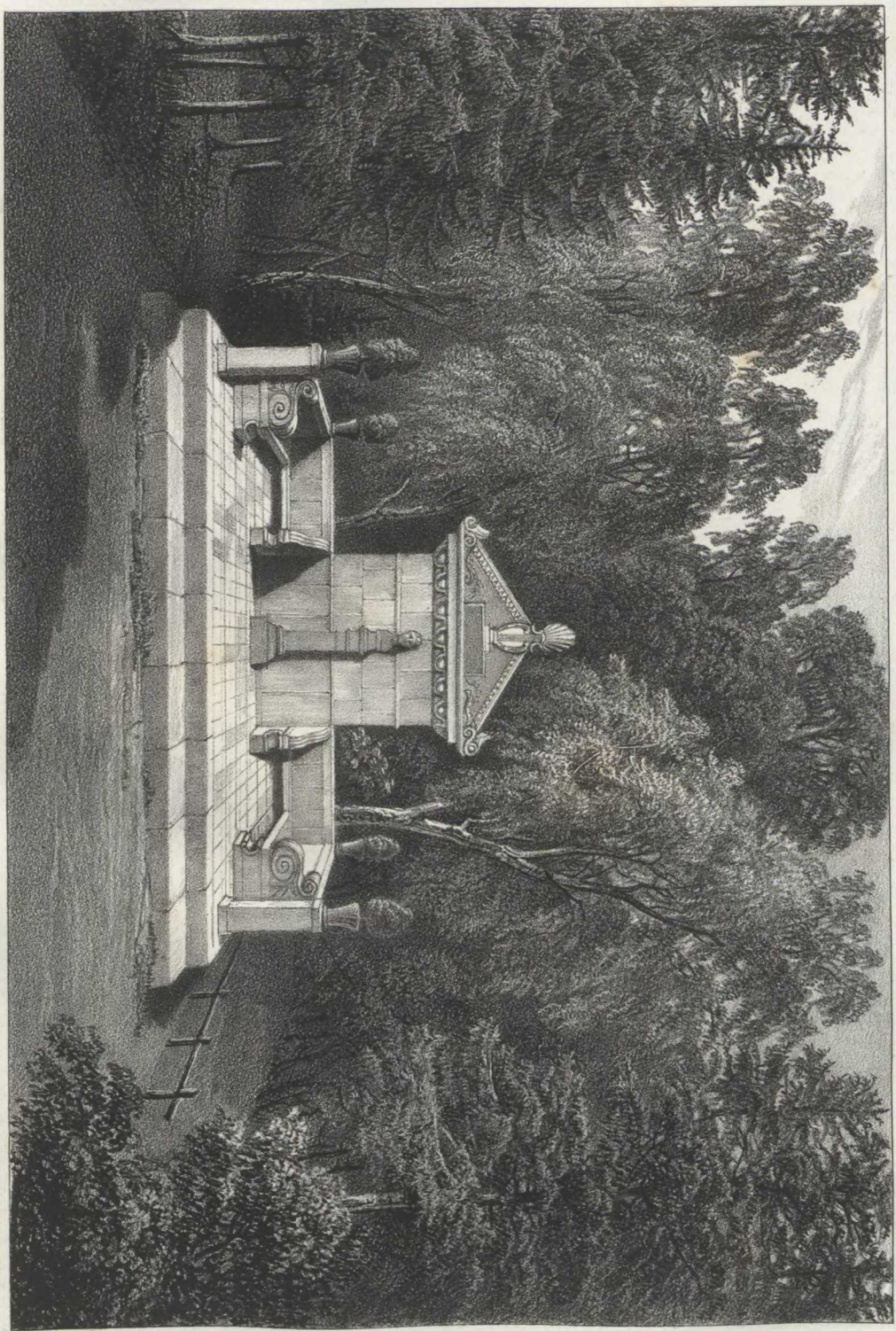


L. 2.

B. 11.

Duedlinburg.





Klopstock's Denkmal im Brühl bei Duedlinburg.

